

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse

und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

### Der Schubflicker.

In einer öden Gasse wars,  
Da hört ich zur Nacht ein Hämmern;  
Ein Alter sah, schneeweissen Haars,  
In fahlem Mondlichts Dämmern.

Was sollen die leichten, zierlichen Schuh  
So spät in deinen Händen?  
Die willst wohl der kleinen Enkelin du  
Zum Kirkestanze spenden?

Aus ernstem Auge blitzt er mich an:  
Gar müde Füße tragen  
Nun bald dieses Paar; so müden kann  
Kein Tanz mehr je behagen.

Ich sitze und hämmere und nagle geschwind  
Zum letzten Gange die Schuhe:  
Du aber eile zum Reigen mein Kind,  
Weitab von Tod und Trühe! R. Zoozmann.

### Die Lektren der Turm-Edelfink.

Von Adolf Dalwig-Hohenrode.

(Fortsetzung.)

„Nein, gewiß nicht, es war köstlich. Dieser Doktor ist überhaupt ein Mensch, den man lieb haben muß, das habe ich gefühlt und wie freute ich mich, als er uns zu unserem Wagen begleitete.“

(Nachdruck verboten.)

„Siehst Du? Nun höre, auf seine Empfehlung hat unsere liebe Mama auch einen seiner Mitarbeiter als Lehrer für Dich engagiert, Soheit hatte mit ihm darüber konferiert, nicht wahr, Mama?“



Angeschossener Keiler. Nach dem Gemälde von G. v. Maffei.  
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

Motilde bejahte, Margarete jubelte und Helene sagte heiser: „Ohne mich zu fragen? Das war das letzte, ich siedle morgen in unser Haus am Burgplaz über!“ In der Folge hatte Geßen Gelegenheit zu witzeln: „Unsere liebe Residenz besitzt jetzt zwei Hofhaltungen, eine Herzogliche und eine Fürstliche, in Letztere hat nur blaues Blut und Langeweile Zutritt.“ Benedikt war nicht im Unrecht, Helene war wirklich die Gründerin eines „feudalen Zirkels“, man unterhielt sich hier nur in französischer Sprache, Verwandte des Fürsten aus Rußland, Bekannte der Fürstin aus Wien, erschienen zu Besuch und hier nie gesehene Toiletten, sowie eine köst-

habe, an Verschwendung grenzende Haushaltung machten von sich reden. Niedriger Geborene hielt man streng von sich fern und wenn sie auch bei dem herzoglichen Paare noch so angesehen waren, hier wurden sie völlig ignoriert, namentlich Doktor König und sein Anhang. Der Herzog lächelte über diese Demonstration, gab aber Helene doch ein Zeichen seines Unwillens, indem er auf einem Balle, den die Fürstin gab, nicht ohne seinen Schützling erschien.

„Verzeihung, Fürstin,“ sagte er mit feinem Lächeln, „ich gewann es heute Abend nicht über mich, meinen verehrten Gast zu Hause zu lassen und nur weil der Herr Doktor nicht wollte, daß ich Ihre Einladung vergessen sollte, willigte er ein, mit mir zu Ihrem Feste, wenn auch uneingeladen, zu kommen.“

Helene mußte, trotz ihrer gegenteiligen Empfindung, die verbindliche Miene beibehalten, ebenso der Fürst. Alfred amüsierte die Situation, wie der kaum unterdrückte, gehässige Seitenblick des Paares. Er fand abermals eine nicht zu unterschätzende Entschädigung in der warmen Begrüßung Serenas, die ihn, nachdem sich Hoheit mit dem fürstlichen Paare zu anderen gewandt, in ein Gespräch zog. Sie konnte ihre Freude, ihn so unerwartet hier zu sehen, nicht verhehlen, dieses gab ihrem Wesen, die bei ihr so selten zu Tage tretende bestrickende Weichheit und diese Stimmung malte sich jetzt auf dem durchgeistigten Antlitz und in den blaugrünen Augen. Auch Alfred fand die häßliche Komtesse, diesen Spitznamen mußte er längst, durchaus nicht so un schön, sie besaß kein Durchschnittsgeicht, ihre edle Nase, das kleine, wohlgeformte Ohr, dabei ein Verzicht auf jeglichen äußeren Schmuck, nur ein schlichtes, schweres Kleid von weißem Atlas und zwei Reihen weißer Perlen um den Hals, das war alles. Sie sieht aus, wie die tüchtige Gattin, Gehilfin eines deutschen Gelehrten, sagte er sich und es stieg ihm plötzlich, unbeten ein Wunsch, ein Verlangen auf, der sein Auge noch fester auf ihr ruhen und es erstrahlen ließ. Auch Serena sah ihn schon eine Weile stumm an, sie hatte dessen, der nun wieder einmal neben ihr stand, so oft gedacht mit der Ueberzeugung, die sie sich auch jetzt im Herzen zuflüsterte, endlich ein Mann, der mir außer meinem toten Vater und dem Herzoge Achtung, Vertrauen einflößt, ihm könnte ich sagen, was ich nicht einmal Hoheit, nur dem Grabe des Vaters vertraue, all' meine geistige Rede bläst er hinweg durch seine Worte — plötzlich wurden sie sich beide des wortlosen Anschauens bewußt; scherzend fragte Serena: „Herr Doktor, wo weilten Ihre Gedanken, in welchem Urwald, auf welchem Meere, bei welcher Insel?“

„Ja, bei einer Insel, gnädiges Fräulein,“ antwortete er aufatmend. „Seit meiner Jugend auf mich angewiesen, meiner teuren verstorbenen Mutter Stolz und Stütze, liebend und geliebt, einmal nur und entsagend und dann einer inneren Stimme gehorchend, welche mich Wissensdürstigen in weite Fernen trieb, komme ich mir doch jetzt vor wie ein Seefahrer, der des Meeres müde ist und von fern ein gastliches Eiland, eine liebe Insel winken sieht, die ihn lockt, o gründe Dir ein Heim, genug der Unruhe, genug des Dranges, schaffe Dir eine Heimat, suche das einzig beglückende Blümlein Liebe!“

„So glauben Sie nicht, daß Ihre Neigungen allein der Erforschung unbekannter Erdentückerlein angehören?“

„Nein. Würden Sie mich sonst so mächtig anziehen, Serena?“

Es war heraus, er bereute es jedoch nicht.

„Wie?“ Sie erbleichte und wich zurück. „Am ersten März werde ich abreisen,“ fuhr er fort. „Sie wissen vielleicht, gnädigste Komtesse, daß mich Hoheit in seiner Schuld ausersuchen hat, den Erbprinzen auf einer dreimonatlichen Reise zu begleiten.“

„Ich weiß, doch Sie werden wiederkehren —?“

„Wer weiß, ich bin aufgefordert, an einer mehrjährigen Expedition in das Innere Afrikas teilzunehmen.“

„Schon wieder in weite Fernen, mein Gott, welchen Gefahren gehen Sie entgegen, wenn doch meine gut gemeinten Wünsche Sie beschützten!“

„Wie danke ich Ihnen, Serena, o —“

„Mein Himmel, er wagt wirklich eine Liebeserklärung,“ dachte sie erschrocken und sah sich um. Thörichtes Mädchen! Gern wäre sie an seine Brust gesunken, doch da meldeten sich die alten Vorurteile, Standesbewußtsein, Hochmut, wie gut traf es sich, der Herzog kam und sie wurde aus einer Unterhaltung erlöst, die ihr so süß und doch so schrecklich war. Sobald es anging, fuhr sie nach Hause, sie mußte allein sein, auch König hätte lieber sofort das ihm angewiesene Gemach aufgesucht, doch der Herzog bat ihn noch in sein Kabinett und ihn ernst ansehend, sagte er: „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand.“ Sie kennen doch dieses Zitat aus dem „Othello“, wollen Sie bei meinem weisen Vaterkinde Liebe erwecken, fürchten Sie nicht, sich selbst zu verlieben?“ „Fürchten, Hoheit, ein wahres Wort. Ich sage ja, ich weiß es seit heute Abend, ich liebe Serena, doch sie? Auch sie empfindet scheinbar Neigung für mich, doch in vollem Bewußtsein ihrer aristokratischen Geburt sagt sie sich, was sollte daraus werden? Noch nie hat ein Turn-Edelkint einem Bürgerlichen, einem Gelehrten die Hand gereicht!“

„Mein Freund, nicht bitter, nicht ungerecht werden,“ entgegnete mild der hohe Herr. „Sie mitiger Mann verstanden die gefahrvollsten Gegenden der terra incognita zu erforschen, aber nicht das Herz dieses edlen Menschenkinde. Ist es Ihnen denn unbegreiflich, daß Serena mit sich selbst, der Familie und ihren Traditionen einen Kampf aufnimmt, hat ihnen nicht ihr Blick bei dem schnellen Abschied bewiesen, daß sie schon jetzt in einem Zwiespalt mit sich selbst liegt? Ihr Beider Wohl liegt mir am Herzen, lassen Sie ihr nur Zeit, Sie sollen glücklich sein. Sie werden es auch, wenn Sie Mut, Geduld haben, Nachsicht üben!“

Nur noch einige Tage, alles ist für die große Reise des Erbprinzen mit Alfred König bereit, ein Abschiedsfest mit Ball war für die gesamte haute volée gewesen, ein kleiner intimer Theeabend, heute vom Herzog anberaumt, um all' denen, die seinem Sohne oder König nahe standen, Gelegenheit zu einem letzten Beieinandersein zu geben. Serena, anfänglich nicht geneigt zu erscheinen, war nun doch anwesend. Sie hatte sich in letzter Zeit wieder auffällig ihrer Schwester Helene angegeschlossen, um sich zu wappnen gegen die immer öfter, immer mächtiger wiederkührenden Gedanken: „Thörin, Du erwidertest diese Neigung, warum willst Du nicht glücklich sein, wenn er auch an Geburt unter Dir steht, an Seele, an Geist ist er Dir gleich, mehr noch, er steht über Dir!“

Auf den Erschienenen lag es ein wenig wie Wehmut, Erbprinz Kurt war ein liebenswürdiger, jovialer Mensch, nicht allein seine hohen Eltern, auch alle anderen beherrschte die Gewißheit, heute für längere Zeit Abschied von ihm zu nehmen, und mehr wie einmal betonte Hoheit, es sei ihm eine große Beruhigung, den Sohn unter seines lieben Dr. Königs erfahrener sachkundiger Obhut zu wissen, da er weniger als Prinz, mehr wie ein Mann reife, der durch eigene Anschauungen sein Wissen und Können vermehren wolle.

Dieses alles bestürmte Serena von Turm, sie hätte dem Gelehrten gern ein freundliches Scheidemort gesagt, doch er hatte für sie bei der Begrüßung nur eine flüchtige Verbeugung gehabt, seitdem nied er sie, versuchte es gar nicht einmal, sich ihr zu nähern. Dieser Stolz gefiel ihr, und fiel ihr doch wiederum schwer auf das Herz, es gewährte ihr nur schwachen Trost, neben der guten Präsidentin Braun zu sitzen und von beiden Scheidenden sprechen zu können. Dieser Abschiedsabend zeitigte überhaupt mehrere sonderbare Vorkommnisse. Benedikt Hezen hatte einen wunderschönen Reisesegen gedichtet, der von einer jungen Hofdame mit Gefühl deklamiert wurde und dem Dichter allseitiges Lob einbrachte. Hierdurch wohl kühner gemacht als wie sonst, wagte er es, Natalie von Gabrecht, seiner Muse, wie er sie nannte, und die ihn schon lange glauben machte, er sei ihr nicht gleichgültig, in einem unbeachteten Moment eine Liebeserklärung im Form eines Gedichtes zu überreichen. Sie las es, machte eine Pause bevor sie antwortete und sagte dann mit unnachahmlicher Geringschätzung: „Sie hätten sich diese theatralische Szene ersparen sollen, Herr Hezen, Sie denken hoffentlich nicht, daß ich Sie je ernst genommen habe? Es ist köstlich, hahaha, wenigstens ein komisches Intermezzo heute Abend! Ach Sie, Herr von Renka, treten Sie näher, bitte Ihren Arm.“ Hezen blieb wie ein Betäubter zurück, als er sich hinaus getraute, gewährte er bei verschiedenen, auch bei Renka, verdecktes, spöttisches Lächeln, sein Diastol war also ausgeplaudert, sollte er sich rächen? Er konnte es, besaß er doch von der Schönen manch' kleines Brieflein, in dem allerlei Bitten um kleine Gefälligkeiten standen und die in einem Tone gehalten waren, der mehr wie vertraulich klang, ja einmal sogar — doch nein! „Es geschah mir recht, wie konnte ich an ihre Liebe glauben, abermals eine Lehre, die sehr bitter und doch nicht zu teuer bezahlt ist!“ Frei, hoch hob er den Kopf und sah sich um. Der Herzog saß mit dem geliebten Sohne und König jetzt allein, die Herzogin mußte im Nebenzimmer weilen, doch da war die Präsidentin, hatte sie ihn nicht immer verstanden, getröstet? Zu ihr und neben ihr sitzend, rezitierte er, auch weiterhin verständlich, ein schnell erfundenes Kapitel aus seiner neu erfundenen Novelle, in der er mit feiner Komik sein Mißgeschick und die Ursache desselben wahrheitsgetreu, mit großer Selbstironie schilderte. Damit brachte er die Schadenfrohen auf ein anderes Thema, wenn nicht zum Schweigen, so rächte er sich.

Während dem war Serena traurig und verstimmt in ein Nebengemach gegangen, doch auch hier meisterte sie ihre quälende Unruhe nicht und mehr wie einmal seufzte sie: „Einen Ausweg, einen Rat, o lebte doch mein Vater noch!“ Aus ihrem Grübeln störte sie das Rauschen eines Gewandes, sie blickte auf, die Herzogin stand vor ihr und nahm mit mildem Lächeln neben ihr Platz.

„Sie sind krank, liebe Komtesse, wie es mir scheint, schon meinem Gemahl fiel es auf und er bat mich, nach Ihnen Ausschau zu halten.“

„Wie gütig, Hoheit,“ sie wollte ihr die Hand küssen, doch die Herzogin duldete es nicht und küßte sie auf die Stirn. „Wie heiß es darinnen ist, wissen Sie es noch, als Kind verfolgten Sie auch bisweilen Fieberanfälle, Ihr guter Vater heilte sie meistens,

wenn er Ihnen neben den Medikamenten ein beruhigendes Märchen erzählte. Darf ich letzteres Mittel auch einmal anwenden?"

"Wenn ich Hoheit bitten darf?"

"Eine stolze, weiße, zugleich reiche und häßliche Prinzessin hatte den Göttern gelobt, sich nur dann zu vermählen, wenn sie einen Gatten fände, der sie in all' diesen Eigenschaften übertrüge. Unzählige Freier kamen, doch nur, um abgewiesen zu werden, denn keiner vermochte diese Bedingungen zu erfüllen. Die Priester drängten die Prinzessin abzustanden, das Volk verlangte einen Fürsten auf dem Thron, da in höchster Not trat endlich eines Tages ein Märchenerzähler vor sie hin, der, weit gewandert in der Wüste, von Rabhnen seines Haupthaars beraubt, mit ungeheilten Wunden und in Lumpen gekleidet, so erschrecklich aussah, daß eine Bedingung, häßlicher als die Prinzessin zu sein, erfüllt war. Mit unendlich wohlklingender Stimme erzählte er Märchen von fremden unbekanntem Völkern, mußte zu reden von den hohen Göttern, von den Elementen der Menschen, er mußte jedem, auch der Prinzessin auf die schwersten Fragen zu antworten und nach kurzer Zeit war die zweite Bedingung erfüllt, die Prinzessin gestand, der Bettler sei weiser wie sie selbst. Sie schenkte ihm mehr Aufmerksamkeit, ließ ihn pflegen und wollte ihn, um die dritte Bedingung zu erfüllen, heimlich ihre Schätze schenken, doch er nahm sie nicht! "Bist Du denn reich?" fragte sie. "Ich besitze nichts weiter, als

das, was Du an mir siehst und doch bin ich reicher wie Du," lautete die Antwort. "Du gebietest über ein großes Reich, Menschen, Schätze und entbehrest doch des Friedens, weil er nicht in Deiner Brust wohnt und Du nicht selbst über Dich gebieten kannst. Ich hingegen habe eine selige Ruhe im Herzen, bin ungefesselt, die Natur ist mir befreundet, sie sträubt sich nicht, wenn sie meine Phantasie mit allerlei Gestalten belebt, mein Gemüt bald durch sie bewegt, bald zur Bewunderung hingerissen wird. Das Rauschen des Wassers, das Heulen des Sturmes, das tobbende Gewitter spricht mit mir, wie der holde Sang der Vögel, das Wispern der

Blätter! Dieses alles kennst Du nicht, Du Arme, und meinen größten Schatz nannte ich Dir noch nicht, es ist mein Lied!"

"Bin ich so arm? Soll ich Dir beweisen, daß das Volk lieber meine Edelsteine nimmt, als Deine Lieder hört?" fragte sie in ungestümem Zorn.

"Versuche es," antwortete er und die Prinzessin ließ ihre Unterthanen sich versammeln und vor allem Volke hieß sie ihn singen. Als er geendet, ertönte kein Laut, wie entrückt hingen aller Augen an den Sänger, endlich ertönte aus Tausender Munde die Bitte: "D, singe noch einmal!" Er willfahrte, doch die Prinzessin erhob Einspruch und rief: "Hier sind Säcke voll Diamanten und edlem Gestein, mein Schatzmeister soll jedem ein Kleinod reichen, der sich hinweg begiebt und dem Sange entsagt." Erst ein allgemeines Staunen, dann ein drohendes Murmeln unter dem Volke! "Nein, ein Lied, ein Lied! Verbirg Dich mit Deinen Schätzen, wir wollen ein Lied, o singe holder Fremdling!" erscholl es wie Sturmgebraus. Und er sang abermals, rührte alle, auch die Prinzessin bis in die tiefste Seele und sie sprach unter Thränen: "Ja, Du bist reicher wie ich, o mache auch mich reich, teile mit mir alles, denn ich liebe Dich!" "D, Du vergaßest die letzte Bedingung Deines Gelübdes, stolzer muß der sein, den Du erwählst, wohlan, ich bin stolzer wie Du und kann Dein Gemahl nicht werden, denn ich liebe Dich nicht. Deine selbstsüchtigen Gesinnungen, Dein freveln-

der Schwur verhinderten, Dich lieben zu lernen, ich wende mich wieder zu der Ahnenscheit und muß meiner inneren Stimme folgen, weiter ziehen. Die Götter mögen Dich schützen!" so hallte es traurig aus seinem Munde und alle erstaunten, so schön war er geworden, da seine Wunden geheilt, sein Haar gewachsen, Pflege seinen Körper wieder erblühen ließ und das Lumpengewand einem besseren gewichen war. Keiner wagte es, ihn anzuhalten, er schritt, noch einen letzten Blick auf die Prinzessin, der unwirklichen Wüste zu. Da, wo das Abendrot auf der Erde zu ruhen schien, entschwand er den Blicken wie entrückt und als der letzte Schein am Horizont verblich, verblich auch die Prinzessin, Liebe, Verlassenheit brachte ihr den Tod!" "Eine Dichtung wie viele, wie — Komtesse."

Eine längere Pause entstand, dann antwortete Serena mit zitternder Stimme: "Ich verstehe Ew. Hoheit, o was thue ich nur?"

"Nicht einen Bettler sollen Sie erwählen, aber einen — König — wenn Sie ihn lieben."

"Ja, ja ich liebe ihn, aber Hoheit, darf ich es? Wohl weiß ich ihn zu würdigen, doch meine Familie, er selbst ist stolz."

"Wahre Liebe ist stark wie der Tod, kennen Sie den alten Spruch nicht? Das Märchen ist übrigens von Dr. König, ich fand es heute in seinem neuesten Werke, welches er so freundlich war, meinem Gemahle zu widmen, ich empfang das erste gedruckte Exemplar. Beim Lesen ergriff mich die Empfindung, als sei diese



Die bulgarische Kirche in Balata bei Konstantinopel.

kleine Erzählung eigens geschrieben, um Sie auf den rechten Weg zu führen."

"Der richtige Weg, wo ist er? In mir bäumt sich noch immer die häßliche Hochmut empor, — fast Zucht, Serena von Turn und ein bürgerlicher Gelehrter!"

"Dann, Sie Arme, lieben Sie ihn auch nicht, denn die wahre Liebe ist auch demütig, dann habe ich mich getäuscht."

"Gewiß nicht, nein, Frau Herzogin, ich liebe König, von erster Stunde an zog es mich zu ihm, oft ertappte ich mich bei dem Wunsche, immer bei ihm sein zu dürfen, doch ich hielt dieses nicht für Liebe, glaubte ich denn noch an Liebe? Ich bin nunmehr neunundzwanzig Jahre alt, vermeinte einmal, wirklich zu lieben und sehe heute ein, nur meine Eitelkeit ließ mich dem Banne des schönen Rittmeisters verfallen. Wie ganz anders tönt es heute in meiner Brust! Ja, ich will auch nur auf diese Stimme hören, ich liebe ihn, will glücklich sein, doch er, Hoheit er, wenn er nun stolzer wäre wie ich, o mein Gott, auch er entschwindet bald meinen Blicken für lange, vielleicht für ewig —"

"Ich sende ihn, damit er Ihnen Lebewohl sagen kann," damit ging die edle Frau und Serena hatte kaum Zeit, an das Fenster zu treten um sich zu fassen, da stand König auch schon vor ihr.

(Fortsetzung folgt.)

# Wettrennen.

Lebensskizze von Leo Berthold.

[Nachdruck verboten.]

Meine Mutter hatte mir alles erzählt . . . so nach und nach bei passenden Gelegenheiten, wenn die Erinnerung an die jungen Tage ihrer Ehe sie übermannte; Friedrichs schöne Mutter hatte ihr Teil ebenfalls dazu beigetragen, so wußten wir es schon als Kinder, daß wir zu gleicher Zeit geboren, er im oberen Stockwerk des großen, vornehmen Hauses, ich unten im Parterre, an das der schattige Garten mit den hohen Bäumen stieß.

Die jungen Frauen hatten sich bis dahin wenig gekannt, erst seitdem wir auf der Welt waren und auf den Armen der Wärterin oder im verhängten Wagen auf der von Frühlingssonne durchleuchteten Straße spazieren geführt wurden, regte sich das gegenseitige Interesse. Sie fingen an, sich zu grüßen, miteinander zu plaudern, natürlich von nichts anderem, als von den Kindern.

„Wie Ihr Kleiner kahl ist . . . sonderbar, so ein glattes Köpfchen, aber es ist auch ganz hübsch, meiner hat so viele Lockchen . . . wissen Sie, ich schneide schon welche ab . . . da hier in einem Medaillon . . .“

„Dafür hat unser Frischchen schon zwei Beißerchen, mach mal Dein Mäulchen auf . . . nein, wie das glänzt . . . der goldene Junge!“

Frischchens Gebiß und Wilhelmchens Haupthaar sollen dann längere Zeit das Hauptthema der Unterhaltung gebildet haben, die jungen Mütter prahlten mit dem Errungenen und grämten sich um das Fehlende. Damals fing das Wettrennen schon an.

Von einem und demselben Arzt wurden wir beide geimpft, es soll eine furchtbare Erregung im Hause geherrscht haben, bei wem mehr Pocken aufgegangen waren, mir kommt eine Erinnerung, als wären es im oberen Stock sechs und im Parterre nur drei gewesen. Die Kunst, die Füßchen nach vorwärts zu bewegen, sollen wir auch ziemlich zu gleicher Zeit begriffen haben. Wettlaufen nach einem Stückchen Zwieback, nach einem Bratäpfelchen, das wurde uns zur liebsten Beschäftigung, darin hat der persönliche Ehrgeiz sich wohl zum ersten Male kund gethan.

Ja, geprügelt haben wir uns, trotzdem wir uns liebten. Und die Liebe wurde nachher erst recht bestiegelt, wie das so oft in der Welt geschieht. Man mißt seine Kräfte, um nach dem Erfolge erst recht Achtung zu empfinden. — Ach, und dann die Schule!

Welches weite Feld für die zu dressierenden und zu trainierenden Pferdchen! Mit welcher Energie haben die Mütter sich unserer bemächtigt, mit Liebe und mit Strenge uns an der Koppel gehalten.

„Warum ist Fritz der erste im Rechnen gekommen, Du hast gewiß nicht aufgepaßt, Wilhelm?“

„Na, Mutter, einer muß doch der erste sitzen.“ Schwapps hatte ich eine Ohrfeige weg, die Antwort war für ungezogen befunden worden. Viel saßen wir beide nicht an erster Stelle. Man konnte uns nur als recht normale Jungens bezeichnen.

Einstmals wurde ich versezt und Fritz nicht. Damals mußte selbst sein Vater ein Nachwort sprechen, damit der jungen Frau grenzenlose Enttäuschung nicht frankhaft wurde.

Eine Erinnerung aus der Tertia packt mich an.

Deutsche Aufsätze wurden geschrieben. Das Thema hieß „Wettrennen in alten und neuen Zeiten.“ Gerade etwas für uns. Wir sahen uns so sonderbar in die Augen.

Diesmal arbeiteten wir nicht zusammen, wir suchten uns selbstständig die Quellen auf, meine gute Mutter las im Konversationslexikon nach und notierte mir selbst einzelne bedeutungsvolle Momente, z. B. daß die ersten Wettrennen bei den Festen des persischen Sonnengottes Mithra stattgefunden, daß sie bei den germanischen Völkern seit uralter Zeit mit der heidnischen Kultur verbunden waren. — Frischchens Mutter hatte dagegen herausgespiert, daß Heracles das Spiel des Wettrennens durch das olympische Wettfahren zuerst eingeführt, und daß England den Sport von den Römern übernommen habe. Wir kamen alle zwei nicht ans Ziel. Man merkte beiden die fremde Hilfe an, die Arbeiten wurden durchstrichen. —

Und dann die Tanzstunde! — Da ging's im wahrsten Sinne im Galopp um die Gunst der jungen Schönen. Da ließen wir uns nicht mehr lenken und leiten, da ging's allein über Stock und Stein, jeder wollte alle anderen übertrumpfen, nicht nur den Freund und Gefährten. Groß war die Auswahl der Waffen bei den ersten Kämpfen in der Arena der Jugendliebe. Bunte und weiße Kravatten, duftende Pomaden, blühende Blumensträuße usw. Zum Glück verehrte Fritz mein Schwesterchen, mein einziges, kleines, blondes Dörchen. Da hatte er andere Nebenbuhler, als gerade mich. Ich schwärmte für die dunkelhaarige Hede, das Professorkind. —

Die Studententmütze winkte. Noch war das Ziel fern, aber es mußte beim ersten Anlauf genommen werden, das stand fest.

Beide wollten wir das Examen machen, dann allerdings verschiedene Berufe erwählen, Friedrich den des Juristen, ich sollte Kaufmann werden, um später des Vaters Geschäft zu übernehmen.

Der Entscheidungstag war da. Wer am ersten, wer am besten? Oben und unten standen die Mütter, harrend, bang wartend, die eine mit zahllosen Stoßgebeten, die andere mit heiligen Gelübden. Mein Schwesterchen war bis in die Nähe des Gymnasiums gekommen, um die Sieger zuerst zu begrüßen, rote Mützen mit dem goldenen Albertus geschmückt, sollten die Vorbeeren ersetzen, mit klopfendem Herzen wartete sie stundenlang, sorgend und hoffend, und sich kaum selbst Rechenschaft ablegend, für wen Sorge und Hoffnung am meisten in dem jungen Herzen behte, für den Bruder oder den Jugendfreund. — Wie flossen ihre Thränen, als nur einer sich den goldgestickten Lohn aus den kleinen Händen erbitten als nur einer sich damit schmücken durfte, wie bat sie mich wortlos um Verzeihung, daß sie meine Freude, das Ziel glänzend erreicht zu haben, nicht gebührend teilen konnte, weil er . . . er . . .

Meine Freude! War sie doch selbst genug gedämpft, daß Friedrich zurückgeblieben war, konnte ich doch die schmerzliche Enttäuschung begreifen, die bei ihm und den Seinen jede andere Empfindung verdrängte, obwohl ich längst Böses gefürchtet — er war künstlich getrieben — immer höher und höher hinauf, einmal mußte es sich ja rächen. —

Nun trennten sich für lange unsere Wege. Hinaus in die Welt, so hieß es bei mir und wenige Monate später, als er das Beräumte nachgeholt, auch bei ihm. Ich war in Frankreich und England, er auf süddeutschen Hochschulen, selten hörten wir direkt von einander.

Mutteraugen, Mutterhände, sie konnten uns nicht mehr erreichen, konnten den Vorwärtstrieb in uns weder anspornen, noch dämpfen. Nun that das Leben seine Pflicht. Weiter, immer weiter streben, arbeiten, mitten hinein in die Jagd nach Erfolg, nach dem Glück, fest die Zügel halten, hinweg über Hindernisse, fortgeschleudert die Rücksichten, als ob es nur einen Trieb gäbe, den der Selbsterhaltung, den der Selbstsucht, ohne Besinnen, ohne Nachdenken, dazwischen immer hastiger die Becher des Genusses leerend und wieder füllend. — — —

Die Pferde stehen gesättelt . . . eine elegante, frohe Menge ist am Rennplatz versammelt, blitzende Uniformen, schöne Frauen, dazu schmetternde Musik, Begrüßen hin und her.

Endlich ein Wiedersehen mit dem Freund, ein verabredetes. Wie in der Kindheit, wie in der Jugend, wollen sie jetzt Schulter an Schulter um den Preis ringen, der Herr Regierungsreferendar, der feudale Kaufmannsohn, die beide wissen, was sie dem Sport, dem dominierenden schuldig sind, beide wieder Rivalen, diesmal bewußter denn je.

Präsentiert sich nicht oben in der Loge als Schönste der Schönen die reizende Prinzessin, die dem Sieger den Ehrenpokal überreichen wird? Dahin, dahin! Die Hüfte berühren den Boden kaum . . . ein Hindernis nach dem andern fällt . . . Friedrich ist voran . . . ihm nach, ihm nach . . . in wilder Hast . . . ein Aufschrei — ein Fall — Klagerufe . . . Jubel . . . dann lange, lange alles still. —

Wochen, Monate in dumpfer Dual, meist ohne Bewußtsein, dann zu desto hellerem erwacht, endlich vom Strahl der Erkenntnis durchdrungen, der immer leuchtender und glänzender wird, Phantome von Ehre und Lebensglück verschwinden läßt, zur Einkehr zwingt. Das tolle Jagen, wer machte es nicht mit . . . Wir beide waren keine Ausnahmen, sie stürmten alle in Hast dem Ziel entgegen, die Väter, die Mütter, die Freunde, alle Welt! Wem genügt es denn, was ihm vom Schicksal in den Schoß gefallen ist, und welchem strebenden Menschen darf es genügen, wo hört das ehrliche Ringen auf, wo fängt der blinde Ehrgeiz an, wo der sehende?

Jahre sind vergangen. Das alte, vornehme Haus, von dem die Kindheitserinnerungen ausgingen, ist längst niedergegerissen, die Getreuen, die darin gewaltet, sind lange hinausgezogen, dorthin, wo aller Ehrgeiz aufhört, und stiller Frieden herrscht. — Wilhelm hat schnell die Staffeln erstiegen, die zu seinem heiß ersehnten Lebensglücke führten.

Ordnung bedecken seine Brust, Günstlinge schmeicheln ihm, aber seine Blicke sind unruhvoll, vom stillen Glück ist er wohl nie umhaucht. Ich aber habe seinen Zauber kennen gelernt, ich halte ihn fest mit starken Händen, das hastende Leben soll ihn mir nicht rauben, ich habe ihn teuer erkaufte. Ich sorge für viele. Sie alle verstehen mich, helfen mir bei treuer Arbeit. Echte Frauenliebe verschönt mein Haus.

Wer kam zuerst ans Ziel? —

Er, und doch er, — ein plötzlicher Tod raffte ihn dahin, heut' hat man ihn begraben, ich folgte seinem Sarge. — Erinnerungen stürmten auf mich ein, bezwangen mich, Gestalten stiegen auf, meine Augen umflorten sich, — das alte Haus erstand . . . Mutterliebe, Mutterstolz leuchteten wie Sterne hervor aus dunkler Vergangenheit . . .



Entdeckt. Nach dem Gemälde von Hans Dahl.

Copyright 1901 by Franz Hanfstaengl, Munich.

# Das Pflegekind.

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

„Das is gerade wat Scheenes,“ entgegnete der Junge, indem er näher trat und wieder spie. „Zu wat machen Sie denn?“

„Drogen, en gros“ entgegnete Paul kurzweg, und wandte sich ab.

Der Junge blickte verdutzt auf ihn hin, augenscheinlich dachte er über eine neue, feinere Art der Anknüpfung nach. In diesem Augenblick aber kam Nettchen mit einem Tablett in den Armen zurück, und sofort verschwand er hinter den Kulissen.

„So nun ist Du,“ sagte Nettchen, indem sie die Last von ihren Armen niederlegte. „Es is nicht viel, aber kommt von Herzen.“ Bei diesen Worten sah sie Paul mit einem so hellen Blick ihrer braunen, schalkhaften Augen an, daß er die seinen zu Boden schlug. „Ich mache Dir Umstände Nettchen, — es ist nicht hübsch von mir,“ entgegnete er, ohne recht zu wissen was er sprach. Mechanisch setzte er sich und sah auf die Speisen nieder. Aber als der warme Geruch derselben ihm entgegenlug, erwachte sein Appetit.

Nettchen hatte sich, etwas von ihm entfernt, an den am Eingang der Bude aufgestellten Gewehrtschrank gesetzt, sie begann die Waffen eine nach der andern auf ihren Schoß zu nehmen und mir Bolzen zu versehen.

„Es gefällt mir gut hier,“ sagte sie, infolge einer mit den Gewehren zusammenhängenden Gedankenverbindung. „An das Schießen habe ich mich schon gewöhnt. Es ist ein ganz schönes Leben so, Paul.“

Paul legte das Messer hin, das er, wie Nettchen staunend bemerkte, neuerdings mit der linken Hand regierte, ohne es wie früher zum Munde zu führen.

„Willst Du hier — lange bleiben?“ fragte er stockend.

„Es gefällt mir gut hier,“ sagte Nettchen statt aller Antwort zum zweiten male. „Das ist 'n Leben, Paulechen, wie ich es brauche. Immer Skandal, immer was los! Wart man erst bis gegen zehn. Wenn alles voll wird. Dann sollst Du was erleben.“

Paul schob seinen Stuhl zurück, stand auf und trat auf Nettchen zu. „Nettchen,“ flüsterte er, „liebes Nettchen, — höre doch“ — Er brach ab. Nettchen war zurückgewichen, mit großen entsetzten Augen blickte sie ihn an. Ihr Gesicht war ganz rot geworden, ihre Unterlippe zitterte, halb in ängstlicher Erregung, halb, so wollte es Paul scheinen, in einem nervösen, zurückgehaltenen Lachen.

„Mein Paul,“ sagte sie, indem sie ihn hastig von sich schob, „was hast Du denn nun?“

Und als käme ihr ein rettender Gedanke, beugte sie sich über den Ladentisch, winkte erheit hinaus und rief den Herrn, der eben bei der Bude vorbeisritt, mit unterwürfiger Freundlichkeit zu: „Nicht schießen, mein Herr?“

Paul stand noch immer, wie sie ihn sanft von sich zurückgestoßen hatte, an die Wand der Bude gelehnt. Auch er war rot am Gesicht, auch seine Rippen bebten, aber nur einen Augenblick gab er sich dieser demütigenden Stellung hin. Dann reckte er sich auf und ging aus der Bude hinaus. „Wo willst Du denn hin, Paulechen, ich komme gleich nach,“ hörte er Nettchens Stimme ihm noch mit veröhnendem Eifer nachrufen, dann krachten hinter ihm die Bolzenschüsse, die in die hölzernen Puppen fuhren, er hörte die Gestelle der Figuren klappen.

Er ging durch den Biergarten, dem Ausgange zu. Noch nie war ihm sein kurzer Fuß so schwer, so schleppend, so verfluchenswert vorgekommen wie in diesen Minuten, wo, wie er wußte, ihm Nettchen nachsah und mit ihren schönen, klugen, scharfen Augen, die jetzt alles erraten hatten, die Figur des von ihr Abgewiesenen durchdringend prüfte.

Das Lächerliche seiner Lage, das Unbegründete seines Hierseins, das alles kam ihm jetzt erst zum Bewußtsein, so daß unter diesen peinlichen Empfindungen fürs Erste die viel tiefer gehende, die verlorene und zertretene Liebe schwieg.

Er hatte nur den Wunsch, hinauszukommen, möglichst rasch aus dem lärmfüllten Garten wieder in die Straßen zu gelangen, wo seine Gestalt verschwinden würde unter den anderen laufenden, hastenden, hinstürmenden Menschen.

Da fühlte er eine leichte Hand auf seinem Arm, er blickte auf und sah Nettchen atemlos feuchend neben sich stehen.

„Warum bist Du mir denn fortgelaufen?“ fragte sie, indem sie that, als wäre nichts geschehen. „Ich sehe mich um nach meinem Paul, aber wer nicht da ist, das ist mein Paul.“

Sie holte, vom raschen Lauf erheit, noch immer tief Atem und sah Paul von der Seite an. „Du, — Paul — bist Du mir böse?“ fragte sie in ihrer schmeichelnden Kinderart, indem sie seine Hand ergriff. Paul wehrte sich nicht, er starrte nach dem Ausgang, als hinge von dort sein Glück und Wehe ab, er wagte es nicht, Nettchen anzusehen.

„Ich bin nicht böse,“ stotterte er hervor, wobei brennende Röte

sein Gesicht übergoß, denn nun fühlte er, wie alle Spannung in seinem Innern sich löste und Thränen in seine Augen traten.

„Ich dachte mir,“ entgegnete Nettchen, die seine Hand in ihren Fingern drückte. „Noch nie hatte sie jemanden ihretwegen weinen sehen. Das Schauspiel entzückte und beunruhigte sie zu gleicher Zeit. Sie konnte den Blick nicht davon abwenden. Sie verfolgte jeden Thrärentropfen, bis er die Wange entlang gerollt, und in dem spärlichen Wärtchen verlaufen war.“

Paul, der den prüfenden Blick empfand, der langsam an seinem Gesicht auf und nieder glitt, wandte sich erbittert fort und wollte ohne ein Wort in der That jetzt davongehen. Nettchen erschraf. Ein kleiner Stich fuhr ihr plötzlich durchs Herz, — etwas wie Siegesangst, — ein unbestimmtes Gefühl, daß sie den guten, ehrlichen Menschen für sich verlieren könnte. „Ich — Du — Du mußt doch einmal mit mir tanzen,“ stieß sie hervor. „Warum willst Du schon wieder fort? Gleich beginnt die Musik.“ —

„Tanzen?“ fragte Paul wie im Traum.

„Ja, das geht hier von Nachmittag bis in die tiefe Nacht hinein,“ erläuterte Nettchen rasch. „Und von zehn ab bin ich frei — da besorgt mein kleiner Kononis das Geschäft. — Konon,“ fügte sie erregt hinzu, als sie sah, daß er zögerte, „ich bitte, ich beschwöre Dich! Ich muß heut noch tanzen, ich fühle es, — und bist Dus nicht, so holen mich so und so viel andere.“ — Jetzt ging er willenlos mit. Als sie in einen Seitenweg gekommen waren, der vom Gebüsch ganz umschlossen war, blieb Nettchen aufatmend stehen.

„Nun,“ sagte sie mit ihrem verwirrenden Lächeln, indem sie Pauls Hände ergriff und leicht an ihre Wange drückte. Paul stand wie betäubt, es flimmerte vor seinem Blick. Ein Schauer flog über seinen Körper, aber doch empfand er durch alles hindurch etwas von der Demütigung, die für ihn in Nettchens so rasch verändertem Benehmen lag. „Geh,“ sagte er und schob sie leise von sich, „das soll wohl Mitleid sein?“ Seine Lippen zitterten. Nettchen stand ein wenig entfernt von ihm, sie kämpfte jetzt zwischen Unmut und Mitleid. Da ertönten von ferne die Töne eines Walzers, die dämmerige Abendluft wurde erfüllt vom Rauschen froher Musik. „Söre doch, — höre,“ rief Nettchen wie elektrifiziert. „Lockt Dich das nicht? Du mußt es einmal mit mir probieren!“ Sie nahm in fliegender Eile seinen Arm, zog Paul weiter mit sich fort. „D wärst Du nicht so ein Stock — so wache doch auf,“ schalt sie schmolend. Mit zärtlichen Augen blizte sie ihn an. Die Dämmerung, der Rausch des Vergnügens ringsum betäubten den armen Paul. „Nettchen,“ murmelte er. Dann ließ er sich mit fortziehen.

Es war an einem warmen Augustvormittag als die beiden Frauen, Pauls Mutter und die Großmutter, der Zentral-Markthalle zustrebten, um für den bevorstehenden Sonntag ihre Einkäufe zu machen. Pauls Mutter trug das Tisch- und Gemüses, während die ältere Frau eine Einkaufstasche am Arm hielt, auf welcher herausfordernd bunte Paradiesvögel in dicker Mooswolle sich von blauem Stramin abhoben. Still gingen die Frauen ihres Weges, beide in dieselben Gedanken versunken. Sie dachten an Paul. Er war schweigsamer noch geworden, verschlossener denn je; eine unsichtbare Mauer hatte sich zwischen ihm und den beiden ihn so zärtlich liebenden Frauen aufgebaut. Er hatte flüchtig sein Erlebnis in der Hasenheide erwähnt, ihnen in kurzen, rauhen Umrissen ein Bild von Nettchens nunmehrigen Leben gegeben; dann war er verstummt, hatte sich in sich selbst zurückgezogen, und alle weiteren Fragen mit Starrsinn abgewiesen. Aber während er selbst auf jedes weitere Eingehen auf das Schicksal der heimlich Geliebten verzichtete, bot das Thema für die Mutter und die Großmutter einen unerschöpflichen Gesprächsstoff. „Was meinst?“ fragte die Großmutter, „er hat sein Herz an die wilde Mariell gehängt“ — und die Mutter seufzte tief. Voll einmütigen Schmerzes erwoogen sie die Mittel und Wege, ihrem Jungen seinen Seelenfrieden wiederzugeben. Sie hatten beschlossen an Nettchen einen langen, eindringlichen Brief zu schreiben. Sie wollten all' ihren Groll gegen das leichtsinnige Kind bekämpfen, in mütterlichen Worten die einstige Pflegetochter zurückzurufen suchen in ihr Haus, an ihr um den einzigen Sohn besorgtes Herz.

Ueber den Wortlaut dieses Briefes berieten sie nun, während sie die Markthalle zerstreut durchschritten. Sie waren hergekommen um ein Kinderfilet, einen Ochsenschweif, Kohlrabi und Obst einzuhandeln. Aber indem sie von Stand zu Stand, von Bude zu Bude gingen, irrten ihre Gedanken auf Zerwegen, und fortwährend sagte die Mutter, während sie mechanisch das ausgelegte Gemüse betastete oder eine Messerspitze Butter kostete: „Sie liebt ihn nicht, und sie hat kein Herz. Ich wußte es schon damals, als noch mit ihm Vater und Mutter spielte.“

Immer dichter wurde der Trubel, in den sie gerieten. Das

Sonnabendspublikum hatte sich eingefunden, alle die Tausende, die ihren Sonntagsbraten mit unzähligen Debatten erfeilschen müssen, drängten und stießen einander in dichtem Gewirre.

„Gott — was eine Menschheit!“ seufzte die Großmutter mehr als einmal. Sie kam sich oft vor, trotzdem sie doch schon eine Anzahl Jahre in Berlin wohnhaft war, als sei sie unter Sottentotten verjagt, und der Gedanke an das Heimatsdörtchen, aus dem sie auch Nettchen hatte kommen lassen, an die Stille und Ungänglichkeit einer ganz kleinen Stadt, erfüllte sie zuweilen mit Sehnsucht.

Plötzlich, — sie waren mit den vollbepackten Körben vor den Ausgang gekommen und standen nun im Gemüth des Alexanderplatzes, stieß sie einen Schrei der Ueberraschung aus. Ihre Tochter ließ vor Schreck das Fischnetz fallen und drängte sich herzu.

„Was giebt's denn, Mutter?“

Da stand die alte Frau, den altmodischen Sonnenschirm hoch erhoben, und zeigte zitternd nach den Plakaten der Anschlagläusen hin. Frau Brinkmann folgte dem Blicke. „Gott,“ murmelte sie ganz schwach, — „ist es denn möglich?“

Dort glänzte, von der oberen Hälfte der Vitrinfäule her, ein weithin strahlendes Bild. An einem Fallschirm, der aus ultramarineblauen Wolken zur Erde niederschwebte, hing eine Frauengestalt in rosarotem Trikot. Das Gesicht war dem Beschauer zugewandt.

„Nettchen!“ — stießen die beiden Frauen wie aus einem Munde hervor.

Nettchen hing an dem Fallschirm mit unbesorgter Grazie. Sie lächelte wie eine Zirkusreiterin, die einen schwierigen pas ausführt; das außerordentliche aber an ihr waren ein paar türkische Pantoffeln, und ein um den Kopf gewundener, roter Fez. —

Die beiden Frauen hatten sich angstvoll ganz nahe gedrängt. „Nettka, das Aeronautenmädchen aus der Türkei,“ lasen sie. „Größtes Wunder der Neuzeit. Wird ihren lebensgefährlichen Aufstieg mit dem Ballon des Luftschiffers Hasemann am Sonntag, den zwölften August von der „Neuen Welt“ aus, unternehmen.“ —

„Das Mäd'el is mal 'n strammer Kerl,“ sagte irgend jemand, der im Rücken der beiden Frauen stand, und drängte sich zu der Anschlagfäule. Plötzlich versumnte er und riß erstaunt die Augen auf. Eine alte Frau fuhr wie besessen herum, mit empört erhobenen Schirm. Er sah in ein ganz entstelltes Gesicht, aber ehe er noch recht zur Besinnung kam, hatte eine zweite Frau die zornige Greisin bereits unter den Arm gepackt und mit sich fortgezogen.

„Tochter, Tochter!“ jammerte die alte Frau, „wie ist es möglich!“ Sie war wie um den Verstand gekommen, vermochte es nicht zu fassen. „Dies Kind, was ich auf den Knien geschaukelt habe.“

„Paul,“ sagte die Mutter leise, „mein armer Junge!“

Das war alles, was sie sprachen. Schweigsam den Blick zu Boden gesenkt, keuchten sie unter der Last ihrer Einkäufe weiter.

„Wie ist es möglich!“ murmelte die Großmutter nur mitunter wie im Traum.

Plötzlich, sie hatten noch nicht ihre Straße erreicht, blieb die Großmutter stehen.

„Nimm den Blumenkohl, Marie, und den Wirsing,“ sagte sie. „Ich kann nicht mit nach Haus. Ich muß hinaus nach der Hasenheide.“

„Was willst Du thun, Mutter,“ fragte Frau Brinkmann ängstlich, indem sie in das erschöpfte Gesicht der alten Frau blickte. „Laß mich sein, Marie,“ entgegnete die Greisin. „Du kannst mich nicht hindern, und nicht der Papst könnte es. Ich muß hin und die Mariell zur Kaison bringen.“

„Mutter, Mutter, Du darfst nicht allein!“

„Laß mich sein, Marie. Da kommt schon die grüne Pferdebahn. Leb wohl, Marie, und warte nicht mit dem Essen. — Das wäre so das Letzte — Türkenmädchen! Und Luftballon!“ —

Es war Spätnachmittag und in dem stillen Wohnzimmer lag der letzte Strahl der scheidenden Sonne.

„Starr nicht so auf die Straße hinaus, Paul,“ bat die Mutter, die still am Tisch gesessen und zu ihrem Sohne hinüber geblickt hatte. „Seit einer Stunde stehst Du nun schon so. Komm doch her, mein Junge. Sprich Dich doch aus.“

„Wo die Großmutter bleibt!“ sagte Paul, als habe er die freundliche Aufforderung garnicht vernommen. Seine Stimme war tonlos. „Sie müßte doch zurück sein.“

„Es ist ein weiter Weg nach der Hasenheide, mein Kind. Und Nettchen wird sie nicht gleich wieder fortgelassen haben — die alte Frau.“

Frau Brinkmanns Stimme zitterte.

„Wenn ichs mir nur erklären könnte!“ fügte sie nach einer kleinen Weile hinzu. „Wie ist sie auf solche Abenteuer gekommen. Bei uns hat sie mir Gutes gesehen und gehört.“

„Es liegt ihr vielleicht im Blut,“ sagte Paul, noch immer mit der unbewegten Stimme, mehr vor sich hin. „Sie kam wie ein fremder Vogel zu uns. Sie hat Flügel gehabt von Anfang an. Ich hatte immer nur einen kurzen Fuß.“

„Paul!“ rief die Mutter aus. „Paul,“ setzte sie leise, weich hinzu, „sprich nicht von Flügeln, armes Kind, — nicht sie, und sie wird stolpern und fallen und die Arme nach Dir ausstrecken“ —

„Nie!“ flüsterte er, indem er vom Fenster trat. „So kommt es nie!“

Er ging aus dem Zimmer, und langsam, aufstehend mit seinem kurzen Fuß, stieg er die Treppe zum Giebel hinan. Dort lag die Kammer, in welcher er seine Bücher, seine Karitäten und altes Kinderspielzeug untergebracht hatte. Hierher zog er sich oft zurück, um unter den kleinen Besitzthümern zu kramen.

Das Bodfenster stand offen, und als er in die Kammer eintrat, wehte ihm eine frische, sanfte Luft entgegen, wie sie nur noch hoch über den Dächern schwebt. An diesem Fenster hatte er einst gestanden, und Nettchen's Namen geschrien, als sie hinausging aus dem Hause in die unbekannte Welt.

(Fortsetzung folgt.)

## ✻ Allerlei. ✻

**Griechische Trinthörner.** Seit dem Beginn der Anlage des Kriegshafens häufen sich in der Stadt Tarent die Funde von griechischen Gräbern, in denen sich zahllose Terrakotten, aber auch wertvolle Erzeugnisse der griechischen Metallkunst gefunden haben. Aus dem Schatz von Silbergeräten, der dort wieder an das Tageslicht kam, ist im Wege des Kunsthandels ein besonders kostbares Stück zusammen mit 1600 Terrakotten und anderen Gegenständen in das Museum von Triest gelangt. Es ist ein silbernes Aiton, ein Trinthorn, etwa 19 Zentimeter hoch und 11 Zentimeter im Durchmesser. Das Kunstwerk ist aus dickem Silberblech getrieben und sorgfältig nachgefeilt. Es läuft aus in den Kopf eines jungen Hirsches, dessen Ohren ebenso wie Hentel und Mündung angefeilt sind. Unter dem Maul befindet sich eine kleine Oeffnung, aus welcher der Wein getrunken wurde. Denn wir besitzen eine Silberering aus dem Altertum, daß man aus den Trinthörnern den Wein wie aus einer Quelle springen ließ und unten trank, nicht oben an der breiten Mündung. Einen besonderen Schmuck besitzt das Horn noch in einem Relief am Rücken über dem Tierkopf, das eine Szene aus dem Götterleben, vielleicht Zeus oder Hera, darstellt. Die Arbeit des Wertes ist sehr schön und der Stil sicher attisch, so daß es etwa im vierten Jahrhundert vor Christus von Athen nach Tarent gebracht worden ist. Von ähnlich kostbarer Ausführung in Silber sind noch zwei andere Trinthörner gefunden worden. Das eine stammt aus Grabungen bei Kertisch und ist jetzt in der Eremitage zu Petersburg. Es stellt ein Stierfah mit noch leimenden Hörnern dar, dessen Augen mit Bernmutter ausgelegt sind. Ein Relief, Telephos an den Hausaltar des Agamemnon sichtlich, zielt den Rücken des Horns. Das andere Exemplar im Museum zu Sofia ist ein Rehkopf, auch geschmückt mit einem schönen Relief, einem bacchischen Zug mit Satyrn und anderen Gestalten. (Köln. Ztg.)

Die Feste des Todes bei den nordamerikanischen Indianern sind in alten Berichten beschrieben worden, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von jesuitischen Missionaren aufgezeichnet worden sind, und neulich von dem englischen Forscher King wieder ans Licht gezogen wurden. Sie beschäftigen sich im allgemeinen mit den Bestattungsgebräuchen bei den Indianern. Jeder Tote wurde dort zweimal beerdigt. Zunächst wurden die Leichen in den Bestattungsplätzen der einzelnen Dörfer bei-

geseht, aber nach acht oder zehn Jahren gelegentlich der Feier des großen Totenfestes wieder ausgegraben und in ein großes Gräberfeld überführt, das vielen Dörfern gemeinsam war. Nach dem Glauben der Indianer ging die Seele des Verstorbenen erst nach der zweiten Bestattung in das Heim der Toten im fernen Westen ein. Wie bei anderen Naturvölkern verbanden sich bei den Indianern mit den Beerdigungsgebräuchen zwei Empfindungen, nämlich die Furcht vor den Geistern und der Wunsch, eine Verbindung mit dem geliebten Toten aufrecht zu erhalten. Die Indianer beerdigten ihre Toten und glaubten dennoch an ihr Fortleben in einer anderen Welt, während von mancher Seite behauptet worden ist, ein solcher Glaube finde sich bei den Naturvölkern nur in Verbindung mit dem Brauch der Leichenverbrennung. Auch eine Art von Seelenwanderung gehörte zu den von den Indianern aufrecht erhaltenen Dogmen, und sie verließen dieser Anschauung dadurch Ausdruck, daß sie den Namen verstorbenen Häuptlinge auf deren Nachfolger übertrugen und jene gleichsam wieder aufleben ließen. Die kanadischen Indianer hatten eine besondere Form der Bestattung für frühverstorbene Kinder. Mit dieser Sitte stehen sie in der Völkertunde nicht allein, sondern teilen sie mit den alten Römern, mit den Hindus, den westafrikanischen Negervölkern und noch vielen anderen Völkern. Der Beweggrund ist aber bei den verschiedenen Stämmen ein verschiedener gewesen; denn für die Indianer galten die Geister der Kinder als hilflos und bemitleidenswert, während sie von den Hindus und Maoris mit großer Furcht verehrt wurden.

## ✻ Unsere Bilder. ✻

**Entdeckt.** Sie hatten beide auf der Bergwiese Heu gemäht, da plötzlich war Jung-Hilde verschwunden. Die blonde Thora ahnt schon, wohin! Hat doch der junge Bauer, der auf der Nachbarmiese beschäftigt war, so oft gegrüßt, geminkt und herübergeschaut, daß Thora sich sofort gesagt hat: Dem ist es sehr um die kleine Hilde zu thun! Jetzt geht sie langsam über die blühenden Wiesen nach Hause und läßt den Seewind mit ihren lichtblonden Haaren spielen. Da entdeckt sie plötzlich zwischen den Steinen des felsigen Ufers ein zärtlich kosendes Menschenpaar — Hilde und den freundlichen Nachbarn. Thora lächelt schelmisch und glücklich zugleich. Denkt sie an den blauäugigen Burschen, mit dem sie wohl auch hier sitzen möchte?

Die Bulgaren sind in geistiger Hinsicht und im Streben nach Weiterentwicklung und richtiger Erziehung den übrigen Völkern der Balkanhalbinsel weit voraus und wo sie festen Fuß fassen, gelingt es ihnen auch fast stets, sich eine dominierende oder doch einflussreiche Stellung zu erringen. Ihrem Streben, für ihre engere Religionsgemeinschaft auch in der Nähe der türkischen Hauptstadt ein passendes Andachtshaus zu haben, ist es gelungen, den Bau einer künstlerisch ausgestatteten Kirche in Balata zu vollenden, welche, eine Hauptsehenswürdigkeit des dortigen Stadtteils, sich der besonderen Aufmerksamkeit der Fremden erfreut. Hervorragendes Interesse bietet die Kirche jetzt durch die Feier des fünfundsiebenzigjährigen Pontifikatsjubiläums, welches dort kürzlich durch den bulgarischen Erarchen im Kreise sämtlicher Metropolen Makedoniens und Bulgariens abgehalten wurde.

### • Gemeinnütziges. •

**Waschen von Strohützen.** Ein gutes Mittel, um weiße Strohüte zu waschen, giebt uns eine erfahrene Hausfrau an, es kostet nur einige Pfennige und eine halbe Stunde Zeit. Man feuchtet den Hut von beiden Seiten gut mit lauwarmem Wasser an. Auf einem Teller stellt man etwas Sauerkleesalz bereit und taucht nun eine kleine Bürste immer wieder ins Wasser, dann in das Salz und bürtet den Hut, bis er sauber ist. Danach spült man ihn tüchtig mit lauwarmem, hierauf mit kaltem Wasser ab, biegt die Form wieder zurecht oder giebt ihm auch wohl durch Aufschlagen der Krempe usw. eine neue Form, worauf er zum Trocknen und Bleichen in die Sonne gelegt wird. Das Verfahren wirkt auch bei recht schmutzigen und von der Sonne gebräunten Hüten überraschend gut, nur muß man sorgen, daß das Salz nicht zu lange auf dem Stroh verbleibt.

**Glas- und Porzellankitt.** Einen ausgezeichneten Kitt für Glas, Porzellan, Marmor usw. erhält man durch eine Mischung von flüssigem Leim und Marmorergyps. Den flüssigen Leim stellt man dar, indem man soviel guten Kölner Leim in Essigsäure durch Erwärmung auflöst, als sich auflösen vermag, sodas man nach dem Erkalten bei gelinder Temperatur einen dicken flüssigen Leim erhält. Dieser flüssige Leim für sich allein ist schon ein guter Kitt, besonders für einen Gegenstand, der in mehrere Stücke zerbrochen und wofür eine Mischung mit Gyps nicht gut thunlich ist, da letzteres zu viel aufträgt, so daß sich der zerbrochene Gegenstand nicht schön zusammenfügen läßt.

**Zement zur Ausbesserung von Celluloid und Hartgummi.** Für Celluloidwaren stellt man sich einen Zement durch Lösen von 1 Teil Kampfer in 4 Teilen Alkohol und Zusatz einer gleichen Menge Schellack zu der Kampferlösung her. Der Zement muß warm aufgetragen werden. Für Hartgummi benutzt man ein geschmolzenes Gemisch von Guttapercha und echtem Asphalt, das ebenfalls warm aufgebracht wird. Bis zum Erkalten des Zements müssen die Celluloid- wie Hartgummiwaren aneinander gepreßt werden.

**Zum Abbeizen von Lacken** nehme man gewöhnliches Fuselöl und ein Drittel Spiritus, streiche damit den Gegenstand, welcher vom Lack gereinigt werden soll, reichlich an, doch sehr man darauf, daß es nicht trocken wird; in 5—10 Minuten ist der Lack völlig weich, so daß er mit dem Spachtelmesser abgenommen werden kann. Doch ist letzteres nicht unbedingt nötig. Mit Benzin und einem Lumpen läßt sich alles sauber abwischen, das Holz erscheint wieder wie neu, natürlich darf es nicht ausgetüpfelt sein.

### • Nachtsch. •

#### 1. Buchstabenrätsel.

In der Kindheit, die nun längst vergangen,  
Hab manch schönem Wort ich gern gelauscht;  
Nun erzähl ich's, schmeichelnd lieb umfangen  
Meinem Wort ein Zeichen drin (vertauscht).

#### 2. Kettenrätsel.

bin de de des di do ga gro ki len lo me mo mn na ne no  
o o o par pon ra ra re sa te ter the ti ta vorm.

Aus obigen Silben sind elf vierstellige Wörter zu bilden, die mit dem Wort Waldbau schule eine geschlossene Wortkette bilden. Die Anfangsilbe jedes Wortes stimmt mit der Schlußsilbe des in der Reihe vorangehenden Wortes überein. Die Schlußsilbe des letzten Wortes ist „wald“.

Die Bedeutung der Wörter ist folgende: 1. italienischer Dyrker, 2. griechischer Held vor Troja, 3. Rolle aus „Othello“, 4. Stadt in Japan, 5. Längenmaß, 6. Stadt auf Sizilien, 7. Vorname, 8. griechische Insel, 9. Baum aus der Gruppe der Nadelhölzer, 10. oströmische Kaiserin, 11. Stadt in der Rheinprovinz.

#### 3. Silbenrätsel.

a dor ei en en i kat kel  
lot niz on ri sack si si  
to za ze zi.

Aus den obestehenden Silben sollen folgende Wörter gebildet werden: 1. ein Haustier, 2. ein Erbeil, 3. eine Oper von Richard Wagner, 4. ein Verwandter, 5. ein Spiel, 6. ein Männernamen, 7. ein Kurort, 8. ein Fluß in Tyrol. Die Anfangsbuchstaben, sowie die Endbuchstaben ergeben einen Mädchennamen.



Die beiden ersten Silben kennen alle  
Als Herrschernamen, doch im zweiten Falle.  
Vor vielen Jahren hat gedient zum Schutz  
Die dritte gegen böser Feinde Trutz.  
Zu finden sind die drei im fernen Land,  
Als Stadt an eines kurzen Flusses Strand.

#### 5. Rätsel.

Die beiden ersten Silben kennen alle  
Als Herrschernamen, doch im zweiten Falle.  
Vor vielen Jahren hat gedient zum Schutz  
Die dritte gegen böser Feinde Trutz.  
Zu finden sind die drei im fernen Land,  
Als Stadt an eines kurzen Flusses Strand.

#### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

6. Karo-Mann, Kreuz-Wenzel, Karo-Alf, (-13); 7. Kreuz-John, Alf, Coeur-Mat (+21); 8. Vique-Wenzel, Coeur-Mann, Sieben (+2). Spieler muß nun mit Coeur kommen und die Gegner machen die letzten Siege mit 28 Augen, so daß sie zusammen 61 Augen erhalten.
2. Kamm.
3. F. Mai, Alfster, Sumatra, Buzemburg, Fata Morgana, Meyerbeer, Bangkok, Bragt, Znn, A.

### • Lustiges. •

#### Zimmer derselbe.

Von Schneidewitz (zum Führer, der ihn bereits einen halben Tag in Paris durch die Ausstellung geführt): „Na, und wann kommen wir endlich auf die Weltausstellung?“

#### Ein Kosmopolit.

Erster Münchener: „Ich bleibe heute nicht in der Stadt, ich fahre ein wenig nach Pasing.“  
Zweiter Münchener: „Aber Mensch, sind Sie denn europamüde?“

#### Impertinent.

Gast: „Kellner! Sapperment, ob ich's wohl noch erlebe, daß ich mein Essen bekomme?“  
Kellner: „Warum nicht, Sie sehen ja noch recht gesund aus.“

#### Kompliment.

„Was sagen Sie, Gnädige, zu meiner Ausdauer im Rudern?“  
„Bewunderungswürdig, Sie dürften ein alter Galeerensträfling sein.“



Fraulein: „Wie ich siebzehn Jahr alt war, habe ich tausend Thaler in der Lotterie gewonnen und auf Zinsen gestellt!“  
Herr: „Teufel . . . das Kapital muß sich ja inzwischen verdreifacht haben!“

#### Der Trinksfeste.

Arzt: „Herr Schmidt, Sie sollten nicht so viel Bier trinken. Sehen Sie, ein einziger unverständiger Trunk hat schon so manchem das Leben gekostet, und Sie trinken jeden Tag 10 bis 12 Glas!“  
Patient: „Aber mit Verstand, Herr Doktor!“

#### Entschuldigt.

Richter: „Bei dem Einbruch in das Damenmäntelgeschäft sollen Sie ihrem Manne behilflich gewesen sein; wie kamen Sie dazu?“  
Angeklagte: „Er hat früher immer Sachen mitgebracht, die mir nicht gepaßt haben.“

#### Schlagfertig.

Oberst: „Leutnant v. N., ich sehe Sie in keiner Gesellschaft der Saison, werde Sie demnächst noch an den Haaren heranzuschleifen müssen.“  
Leutnant: „Würde vergebliche Mühe sein, Herr Oberst — trage Perücke!“

#### Geschäftssprache.

Freund: „Freut mich, Dich nach so langer Zeit wiederzusehen; Deinen Sohn traf ich kürzlich in Heidelberg.“ Gast Du auch Töchter?“  
Weinhändler: „Ja, habe einige ältere Jahrgänge auf Lager.“